Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1943)

Heft: 4

Artikel: Hermann Herold : 1851-1940

Autor: Herold, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-397190

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Chur April 1943 Nr. 4

BÜNDNERISCHES
MONATSBLATT
ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

ERSCHEINT JEDEN MONAT

Hermann Herold

1851–1940

Ein Lebensbild, zusammengestellt von Dr. Hans Herold, Zürich

1. Die Kindheitsjahre in Chur

„Aber von Gottes Gnade bin ich, was ich bin. Und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet als sie alle; nicht aber ich, sondern die Gnade Gottes, die mit mir ist."
I. Kor. 15, 9 und 10.

Dieses Wortes, das der Geistliche seiner Ansprache an der Abschiedsfeier zugrunde legte, war Hermann Herold zeitlebens eingedenk. Er faßte es als besondere Gnade auf, in einem solchen Elternhause geboren zu sein, wie es ihm Pfarrer Leonhard Herold und Marie Walther bereitet und wohl bestellt hatten. Als er am 12. Juli 1851 zusammen mit der Zwillingsschwester Marie das Licht der Welt erblickte, hatten die Eltern bereits für zwei ältere Knäblein zu sorgen, zu denen in der Folge noch drei Brüder und zwei Schwestern kamen, von denen eine schon 1860 an der Halsbräune starb. Der jüngste Bruder erschien 1866, 18 Jahre nach dem ältesten. Im mütterlichen Hause zur Linde an der Reichsgasse, das sich seit dem 16. Jahrhundert in der Familie vererbt hatte, fand sich Platz für die große Kinderschar, gab es Anregungen aus dem Betrieb, der sich auf der Gasse und dem Mühleplätzli abspielte, gab es unter all den Ahnenbildern viel zu fragen und über vergangene Zeiten und Generationen nachzusinnen. Jene

steinernen Treppen, der gepflasterte Hausflur mit der gewölbten Decke und das Treppengeländer aus Holz, worauf man Marmelsteine drei Stockwerke tief hinunterrollen lassen konnte, haben nie mehr so viel Leben gesehen als zur Zeit von Pfarrer Herold und seiner großen Familie.

Die junge Mutter, die bei Geburt ihrer Zwillinge erst 23 Jahre zählte und neben ihren acht Kindern noch ein Pflegekind zu gaumen hatte, mußte mit Hilfe einer Magd den ganzen Haushalt besorgen. Wie sie es geschafft hat, blieb ihren Kindern immer ein Rätsel, das sie weniger ergründeten als in dankbarer Erinnerung hielten. Sie bediente sich nicht der Mundart, sondern der deutschen Schriftsprache, die sie in Mannheim in der Pension gelernt hatte. Aus dieser damals bei verschiedenen Churer Bürgersfrauen herrschenden Gewohnheit auf schöngeistige Enthaltsamkeit von alltäglichen Haushaltsgeschäften zu schließen, wäre ein arger Irrtum gewesen. Ihre Mutter, Barbara Walther, geborne Saluz, durfte das Wachsen der Familie miterleben und bis 1872 ihr zur Seite stehen. Sie nahm sich ihrer Enkel mit großer Liebe an, und der kleine Hermann erfreute sich vorab ihrer Gunst, die sich in Leckerbissen und kleinen Geldstücken besonders anschaulich kundtat. Mutter und Großmutter leiteten die Kinderschar zu nützlicher Betätigung an; auch hatten die sechs Knaben bei den häuslichen Arbeiten mitzuhalten, Strumpfbänder zu stricken und namentlich auf Weihnachten und Geburtstage Stickarbeiten zu verfertigen. Viel kindliche Fröhlichkeit erfüllte die weiträumige Wohnung, in die auch Kinder aus der Nachbarschaft und Verwandtschaft gerne kamen, um an dem Leben teilzunehmen, das eine zahlreiche Kinderschar von selbst entfaltete.

Der Vater war eine Persönlichkeit, die sich ganz von selbst Respekt verschaffte, nicht nur in seiner großen, sondern auch in seiner kleinen Gemeinde. Sein ernstes, pflichtbewußtes Wesen, verbunden mit gesundem Humor und herzlicher Liebe machten das Gehorchen selbstverständlich. Die knappe Zeit, die ihm die Amtspflichten übrig ließen, widmete er seinen Kindern. Er wünschte ihre Begleitung auf den täglichen Spaziergängen nach dem Mittagessen oder auch bei amtlichen Gängen, wo das etwa paßte. Am Abend sah er sie gern beim Schein seiner Lampe um den runden Tisch bei der Erledigung ihrer Schulaufgaben. An den freien Nachmittagen, besonders an Sonntagen, gab es größere Ausflüge

in die Umgebung, nach Malix oder Maladers, im Winter verbunden mit herrlichen Schlittenfahrten, auf den Mittenberg, zur Luziuskapelle, in den Fürstenwald, nach Trimmis, nach Felsberg oder Tamins über die nicht nur Rekruten in unangenehmer Erinnerung stehende Emser Straße, oder nach den Burgen Haldenstein und Lichtenstein. Dorthin zogen die Brüder auch einmal allein mit Freunden und kamen auf den Gedanken, in den Turm von Haldenstein hineinzukriechen. Während sie sich im Bergfried drinnen als Ritter fühlten, besetzten Haldensteiner Burschen den Ausgang und verlangten Lösegeld. Sie gaben, was sie hatten: Knöpfe, Steine, Bildchen und ihre wenigen Batzen. Dann durften sie hinauskriechen. Dem Pfarrherrn von Haldenstein klagten sie ihr Erlebnis und suchten Trost bei ihm im Hinblick auf ihr verspätetes Heimkommen. Er gab ihnen Geleit bis in die Stadt hinein und ließ im „Freien Rätier" einen Bericht erscheinen: „Die Raubritterburgen aus alter Zeit sind wieder auferstanden."

An Ferientagen lenkte man seine Schritte weiter: durch die Maiensässe über Brambrüesch und die Malixer Alp auf die Spuntisköpfe, über Runkalier und die Churwaldner Alp auf das Joch, wobei die Einkehr unter der großen Linde des Hotels Gengel (jetzt Post) die nötige Erfrischung bot, über Trimmis auf den Montalin und zurück über Calfreisen, ganz besonders auf das Stätzerhorn, wobei das Übernachten in Parpan auf dem Heu eine besondere Freude war. Das Wandern ist, wie noch zu zeigen sein wird, Hermann Herold immer im Sinn und gleichsam in den Beinen geblieben. Wie er es von seinem Vater gelernt hatte, verband er es immer mit naturkundlichem und namentlich geographischem Anschauungsunterricht. In den Sommerferien gab es größere Fußreisen, so über Tschiertschen und die Ochsenalp nach Arosa, wobei man in Maran im Heustall der alten Eva übernachtete, über die Maienfelder Furka nach Davos, das in jenen Zeiten seine ersten Kurgäste sah, nach Klosters und über die Saaser Alpen nach dem abgelegenen, damals noch sehr primitiven St. Antönien, über das Kreuz nach Schiers und über Valzeina und die Sayser Köpfe zurück nach Chur. Es war eine Reise von acht Tagen, die für jeden Teilnehmer insgesamt 14 Franken kostete. Herr Caviezel vom „Haus zur Stadt Riga", dessen Töchter mit von der Partie waren, meinte bei der Heimkehr der Wanderer: „Herr Pfarrer, Ihnen gebe ich meine Töchter wieder mit; so billig sind sie noch nie gereist."

In Chur selbst war die Kustorei eine Spenderin vieler Freuden. Dieser Garten war Familieneigentum wie das Haus zur Linde und durch hohe Mauern gegen die Landstraße nach dem Oberland abgeschlossen. Teils Garten, teils Bungert mit ertragreichem Baumbestand, teils Wingert, teils Acker, war diese Kustorei ein wahres Idyll, wo Mutter und Kinder in der guten Jahreszeit fast täglich zu finden waren. Sie war nicht nur ein Tummelplatz für Spiele und eine vortreffliche Kletterschule, sondern auch ein Ort für mannigfache nützliche Betätigung. Daß dabei das Einsammeln der vielen herrlichen Früchte: Äpfel, Birnen, Zwetschgen, Beeren, Trauben, und das Heimführen der Ernte auf dem Handwägelchen eine besondere Freude war, läßt sich denken. Es brauchte manche Fuhren, bis die große Familie genährt war; aber die Kustorei versagte nie, und der Keller der Linde bot Raum wie der einer Früchtehandlung. Von Generation zu Generation ging dieser Garten der Familie nicht nur zur Nutzung und zum Spiel, sondern auch zur Förderung der Gesundheit und zum Handanlegen. Von den Kindern, die sich dort tummelten, lebt nicht mehr manches; viele haben in fremden Landen ihre Familien gegründet, andere ruhen in einiger Entfernung in der heimatlichen Erde. Die Kustorei ist von der Stadt für den Viehmarkt und die Markthalle beansprucht worden. Es herrscht auch wieder Leben dort, etwas anderer Art zwar, dafür zum Nutzen der Allgemeinheit.

Das elterliche Haus war ein gastfreundliches Haus, geöffnet nicht nur der weitern Familie, die sich Sonntagabends oft gegenseitig zu Gast war, sondern auch vielen Freunden und Kollegen aus Stadt, Kanton und Unterland. Wie die Churer Pfarrfamilie und ihre Glieder oft Gelegenheit hatten und wahrnahmen, in Pfarrhäusern im Kanton, beim Götti oder der Gotte eines der acht Kinder oder bei Bekannten einzukehren, hielt sie die Linde auch vielen Freunden offen. Unter gebotenem Stillschweigen hatten die Kinder Gelegenheit, manche interessanten Tischgespräche zu hören.

1858, als die erste Eisenbahn nach Chur kam, die Hermann mit seinen Brüdern auf einem Holzstoß stehend erwartete, mußte er zur Schule gehen. In einer Familie, wo sich schon Vater und Großväter um das Churer Schulwesen sehr verdient gemacht hatten, wurde großer Wert auf eine gute Schulung der Kinder gelegt. Auch Hermann wurde für das Gymnasium bestimmt, zeigte

aber zum stillen Kummer seines Vaters größere Neigung für eine Laufbahn, die ihn in die Welt hinaus führte, und vertauschte daher bald das Latein mit dem Französischen. Mit 15 Jahren verließ er die Schule und damit auch die Vaterstadt, um sie zwar oft wiederzusehen, sich aber erst wieder 1915 dort niederzulassen.

Das Elternhaus blieb noch lang erhalten. Vater und Mutter erfreuten sich bester Gesundheit und blieben zeitlebens von Kindern umgeben. 1896 feierten die Eltern unter Teilnahme der ganzen Stadt mit zahlreichen Kindern und Enkeln zu St. Martin die goldene Hochzeit. Wenn auch unter abnehmendem Gehör leidend, durften sie sich beide guter Rüstigkeit erfreuen. Der Vater starb 1902 im 84., die Mutter 1911 im 83. Lebensjahr. In der Linde blieben die beiden ledigen Geschwister Marie und August, die es wie Otto und Hermann Herold auch über 80 Jahre brachten. Der älteste Bruder Otto, später Pfarrer, Dekan und Kirchenratspräsident in Winterthur, durfte am 27. Februar 1943 in voller geistiger Frische seinen 95. Geburtstag feiern.

2. Als Lehrling in Winterthur 1867–1871

Frau Elise Forrer-Biedermann, die Pfarrer Leonhard Herold durch den gemeinsamen Freund Alois Emanuel Biedermann, den nachmaligen Professor der Theologie in Zürich, kennengelernt hatte, wußte eine Lehrstelle für Hermann, den es in die Welt hinaus drängte. Ihr Schwager Geilinger-Biedermann war Teilhaber der Firma J. Geilinger Sohn, eines Fabrikations- und Exportgeschäftes für Garne und Gewebe, wozu später noch ein großer Baumwollhandel kam. Im Grünenhof hatte die Firma ihr Comptoir, bevor sie das Haus im Wiesengrund bezog. Die Firma hatte zwei Fabriken in Tannegg bei Dußnang (Thurgau) und Laubberg bei Bauma im Tößtal, die Vater und Sohn mit zwei Schimmeln zu besuchen pflegten.

Neben Herrn Geilinger und dessen Sohn Rudolf (dem nachmaligen Stadtpräsidenten, Nationalrat und Obersten), der in jener Zeit aus Lyon zurückkehrte, arbeiteten im Geschäft ein Kommis und fünf Lehrlinge. Der Jüngste derselben war ab Ende September 1867 Hermann Herold aus Chur. Er hatte schon 1/27 Uhr morgens auf dem Comptoir zu sein, abzustauben, die Tinte von den Federn zu putzen und die Fässer zu füllen. Um 7 Uhr pflegten die übrigen

Angestellten zu erscheinen. Für den „Hundsjungen" war es Zeit, zur Post zu gehen und die Briefe zu holen. Um 9, 11 und 16 Uhr hatten weitere Postgänge stattzufinden. Die Büroarbeiten waren Kopieren, Einschreiben von Briefen und, sobald der Herr voilà rief, Lampen putzen, Packen und Waren zum Appretieren führen. Blieb noch Zeit übrig, waren Tücher zusammenzulegen. 19¼ Uhr oder 19½ Uhr war Geschäftsschluß; die Mittagspause dauerte von ¼12 bis 13¼ Uhr. Den freien Samstagnachmittag kannte man noch nicht. Auch Sonntags mußten die Lehrlinge auf das Comptoir, und zwar nach der Predigt von 10 bis 12 Uhr. Der „Hundsjunge" mußte auch Sonntags 7 Uhr und 16 Uhr die Briefe auf der Post holen und sie dem Herrn in die Wohnung bringen.

Daneben war während der Schulzeit die Gewerbeschule zu besuchen, und zwar morgens von 6 bis 8 Uhr im Sommer und Winter. Dort lernten die Lehrlinge Sprachen: Französisch, Englisch und Italienisch. Den Kostort fand Hermann durch Frau Forrer bei Bäcker Bindschedler. Statt Schwarzbrot wie in Chur aß man in Winterthur halbweißes; Butter gab es nicht, doch war Hermann mit seinem Kostort immer zufrieden. Das Kostgeld betrug 11 Fr. in der Woche, das Zimmer kostete 11½ Franken monatlich.

An Zerstreuungen fehlte es in Winterthur nicht. Kurz nach der Ankunft fand die Weinlese statt, bei der die Lehrjungen auf dem Comptoir ein glänzendes Feuerwerk auf des Herrn Kosten abbrennen durften, das sich immerhin noch lange nicht mit demjenigen messen ließ, das die Arbeiter der Firma Rieter abbrannten, als ein Sohn des Herrn Oberst Rieter Hochzeit hatte. Dieses bestand aus 20 000 Flinten- und 3000 Böllerschüssen, wozu es zwei Zentner Pulver brauchte. 700 Arbeiter ließen diese Kanonade los.

Nach in Chur eingeholter Erlaubnis durfte Hermann im Winter 1867/68 einen Tanzkurs nehmen, damit, wie er selbst beantragte, er nicht als Stock dastehe. Man lernte Schottisch, Walzer, Galopp, Mazurka, Française, und zwar Dienstag und Freitag von 20 bis 22 Uhr. Der Tanzlehrer, Herr Blesi, kam aus Zürich her, hielt im Kasino die Stunden ab und pflegte Freitags für die 30 Paare drei Geiger mitzubringen. Als es im Dezember ausreichend Schnee hatte, lud Herr Geilinger alle seine Angestellten zu einer Schlittenfahrt nach Neftenbach ein. Zwei Jahre später folgte eine kostümierte des Turnvereins nach Frauenfeld mit 90 Personen. Die beste Geselligkeit fand Hermann im Turnverein, der jede Woche

an mehreren Abenden übte, Schauturnen für wohltätige Zwecke veranstaltete und Turnerfahrten ins Land hinaus zur eigenen Freude. Den Höhepunkt bildete der Turnerball, zu dem Hermann eine Freundin aus der Tanzstunde, Fräulein Berta Peter zur Bibel, einlud, was seinen Vater in Chur veranlaßte, ihn einem theologischen Freunde gegenüber als bibelfest zu rühmen. Der Ball fand an einem Freitag im Kasino statt, begann um 7 Uhr, wurde um 10 Uhr durch einen Schwerttanz der Turner, von 11 bis 1 Uhr durch das Essen unterbrochen und dauerte bis 5 Uhr. Der Prinzipal hatte nicht nur seinen drei Lehrlingen, die daran teilnahmen, freigegeben, sondern Hermann außerdem seine Kutsche zur Verfügung gestellt, um die Balljungfer abzuholen und nach Hause zu bringen. Auch den Repetitionsball der Tanzstunde mitzumachen, wäre eine zu große Ausgabe gewesen, wie überhaupt immer getreu über jeden Rappen Rechnung abgelegt werden mußte. Der gestrenge Vater verlangte oft Auskunft und erfuhr vom Sohn zur Rechtfertigung zum Beispiel, daß, wenn alle 14 Tage am Samstag Zahltag sei, die Lehrjungen miteinander ein Maß trinken gehen. Die Abrechnungen waren bezeichnenderweise jeweilen S. E. & O. mit der Unterschrift versehen.

Mit der Zeit traten die älteren Lehrlinge aus, und Hermann stieg von Stufe zu Stufe. Als Ältester hatte er den Verkehr mit den beiden Fabriken unter sich. Am einen Samstag waren in Laubberg bei Bauma, am anderen in Tannegg bei Dußnang die Löhne zu zahlen. Außer Meister und Heizer waren alle Arbeitnehmer im Akkord angestellt. Bei den Reisen nach Laubberg führte ihn sein Freund Erhard Wolff, der bei seinem Großvater Biedermann in der Geduld arbeitete, zu sich heim nach Turbental, wo der Sonntag verbracht wurde. Es gefiel ihm in dieser Familie ausgezeichnet; doch wurde der erste Besuch dadurch abgekürzt, daß Hermann wegen Zahnschmerzen nach Winterthur gefahren werden mußte. Er vertrieb sie mit Umschlägen von Habermus. Ein Weihnachtsfest verbrachte Hermann bei der mit seinem Vater befreundeten Familie Widmer in Horgen. In Winterthur war er häufig zu Gast im Steinhaus bei Frau Forrer, die ihn mütterlich pflegte, sowie in der Familie seines Prinzipals.

Die großen Eisenbahnkämpfe jener Jahre spiegeln sich auch in der Korrespondenz zwischen Vater und Sohn wieder. Am 2. April 1869 schrieb Hermann ganz erregt:

„Soeben las ich im Landboten, daß die Gotthardbahn von Preußen und Italien vorgezogen wurde. Wie mich das aufregt und fuxt, kannst Du nicht begreifen. Zwar ist die Bahn noch nicht gebaut, aber doch ziemlich sicher. Da sind Graubünden und Sankt Gallen wieder schön auf die Seite gestellt. Aber warum haben sie nichts getan und ruhig zugeschaut, wie die Nordostbahn an allen Ecken weibelte, die Leute anlog und so Vorteil errang. Warum schickt aber der Bund einen Mann wie A... nach B..., einen von der Nordost- und Zentralbahn bestochenen und in ihrem Dienste stehenden Aktionär obiger Bahnen, und warum läßt er Betrüger und Lügner wie C... in D... Der hat sich schon vor fünf Jahren als willfähriges Werkzeug des Gotthardkomitees gezeigt. Das ist keine Eidgenossenschaft, das ist ein Verrat an der Ost- und Westschweiz. Das ist meine Meinung. Ich will gerne sehen, was es da gibt."

Auch in der anderen Richtung schwebten Eisenbahnkämpfe in und um Winterthur. Der Prinzipal, Herr Geilinger, war mit Wort und Tat ein tatkräftiger Befürworter der Linie Winterthur-Waldshut, die einen Teil der Nationalbahn bilden sollte. Er wurde Großaktionär und überwarf sich mit verschiedenen Gliedern seiner Familie, namentlich mit Frau Forrer, die von den Winterthurer Eisenbahnplänen nichts wissen wollte. Wenn der alte Herr Geilinger seinen Eisenbahnplänen oblag und der junge Herr Geilinger im Ausland reiste, hatte Hermann das Geschäft in Winterthur zu besorgen. Vom alten Herrn Geilinger weiß er zu erzählen: „Wenn ich an seiner Stelle wäre, hätte mich der Ärger schon längst geputzt, wenn ich solche Anfälle und rohe Ausdrücke entgegennehmen müßte, wie sie einige Zürcher Schmutzblätter, voran die Winterthurer Zeitung, gegen ihn austeilen. Ihm ist dies alles ganz gleich; er schafft wie ein Roß für diese Sache und stampft und knurrt manchmal ganz gewaltig in seinem Arbeitskabinett vor Aufregung. Frau Geilinger ist seit einem Monat auf dem Stoß mit dem jüngsten Töchterchen."

Diesem rastlosen Leben bereitete ein Hirnschlag im Oktober 1870 ein plötzliches Ende. Die Geschäftsleitung ging an Herrn Rudolf Geilinger über, der Ende 1870 mit Hermann Herold einen Vertrag abschloß, wonach sich dieser verpflichtete, bis zum 30. September 1871 gegen ein Honorar von 1000 Franken im Geschäft zu bleiben. Pläne, Stellen in Lissabon oder Manila anzutreten,

fielen dadurch ins Wasser. Dagegen wurde in Aussicht genommen, Hermann Herold später nach China, Japan oder Manila zu entsenden, wo er die Firma Geilinger & Co. zu vertreten hätte. Um sich hierauf vorzubereiten, begab er sich einige Wochen nach Tannegg, um die Fabrikation der Tücher zu erlernen. Zum Andenken an den alten Herrn Geilinger erhielt er dessen goldene Uhr und goldene Kette. Es folgte eine verantwortungsvolle Zeit im Geschäft für den noch nicht zwanzigjährigen Buchhalter. Eines Tages kam eine Bestellung für 8000 Dutzend Taschentücher; man hatte auszurechnen, wieviel Garn von jeder Farbe dafür nötig ist. Hermann hatte selbst die Garne auf der Börse einzukaufen und durfte bis zum Betrag von 10 000 Franken abschließen.

Daß auch die Geselligkeit nicht zu kurz kam, zeigt folgendes Geschichtchen von der gemeinsamen Balljungfer. Es war eine gemütliche Soirée des Turnvereins geplant. Erhard Wolff und Hermann Herold beschlossen, auch dahin zu gehen. Jeder lud eine Balljungfer ein. Diejenige Hermanns wurde krank, diejenige von Wolff konnte aus einem anderen Grunde nicht kommen. Sie beschlossen daher, am Tage vor der Abhaltung eine gemeinsame einzuladen. Gemeinsam holten sie sie ab, führten sie zu Tisch und brachten sie wieder nach Hause. Als sie sie Sonntags gemeinsam besuchten, bat sie sie um ein Bild, damit sie diese beiden Rivalen beständig vor Augen habe. Dieses Bild, das beide in bester Laune zeigt, machte nicht nur in Winterthur, sondern auch in Chur und in Turbental Freude.

Mit seinem Vater machte er Weingeschäfte. Er kaufte aus dem Familienwingert Churer, um ihn in Winterthur an Vater Bindschedler und andere Interessenten weiterzuverkaufen. Auch hatte er seinem Vater bisweilen Vorwürfe zu machen, daß er den Wein zu billig abgebe.

In den Tagen, wo die Eltern in Chur ihre silberne Hochzeit feierten, konnte der Sohn Hermann am 12. Oktober 1871 nach Hause schreiben:

„Halleluja, sie hände!!!

Aus meinem heutigen Telegramm wirst Du ersehen haben, daß es mir endlich geglückt ist, eine schöne Stelle zu erhalten, wenn auch nicht, wie ich stets hoffte, in Asien oder Afrika, so doch in Paris, und zwar in dem Bankhaus Drexel Harjes & Co., mit einem Gehalt von 200 frs. per Monat."

3. Als Junggeselle in Paris 1871–1878

Kaum war der deutsch-französische Krieg zu Ende, fuhr Hermann Herold nach Paris. Durch Vermittlung des Herrn Bankdirektor Keller (Vater des nachmaligen Ständerates Dr. Gustav Keller) in Winterthur wurde er dem Bankhaus Drexel, Harjes & Co. empfohlen, das namentlich mit dem Mutterhause Drexel & Co. in Philadelphia, mit Drexel, Morgan & Co., New York, mit England, jedoch auch mit der Schweiz in Geschäftsbeziehungen stand. Es hatte damals seine Büros 3, rue Scribe im ersten Stockwerk. Neben den beiden Associés, den Herren Harjes und Winthrop, beschäftigte es elf Kommis und drei Garçons. Unter den zehn andern Kommis befanden sich ein Zürcher, vier Franzosen, vier Engländer, ein ehemaliger Deutscher. Die Arbeit des Neulings bestand anfänglich im Punktieren und Addieren, kurz nachher in der Führung der Wechselbücher. Die eintreffenden Wechsel waren einzuschreiben, zu numerieren, zu indossieren usw.

Der Abschied von der Schweiz fiel dem jungen Bündner schwer. Nach einer Abschiedsflasche mit Freund Wolff ging die Reise über Olten nach Basel und weiter nach Mülhausen, Belfort, Chaumont nach Paris. Bis Belfort hielt der Zug an allen Stationen, die damals noch von den Pickelhauben bewacht waren. Es war der 14. November 1871, ein klarer, kalter Spätherbstmorgen, als Hermann Herold in die Weltstadt Paris kam. Heizungen gab es damals noch nicht in den französischen Wagen; er schützte sich, indem er die Schuhe auszog, das Nachthemd um die Strümpfe wand und die umwickelten Füße in den Reisesack steckte. Die Schuhe dienten mit etwas Papier darauf als Kopfkissen.

Ein Freund holte ihn an der damaligen Gare de Strasbourg (Gare de l'Est) ab und führte ihn ins Grand Hotel du Centre, rue Sibour, eine billige Bude mit Zimmern zum Vermieten, deren acht von Schweizern besetzt waren. Nach angenehmer Vorstellung bei Herrn Harjes konnte der junge Kommis am 15. November 1871 eintreten. Arbeitszeit war von 9 Uhr morgens bis 6 Uhr abends mit einem Unterbruch für das Mittagessen, das von der ersten Schicht der Kommis, wozu der Neuling gehörte, schon zwischen ½12 und ½13 Uhr einzunehmen war. Betrübt schrieb er nach Hause, daß er statt mit fünf Mahlzeiten sich nun mit zweien begnügen müsse. Und auch diese beiden waren sehr

knapp bemessen. Die größere, das Diner, nahmen die jungen Schweizer bei der Witwe eines Landsmannes ein, der bei den Kämpfen der Kommune erschossen worden war. Gerne wurde gemeldet, daß man dort drei, vier, ja fünf Male herausnehmen dürfe. Zum Mittagessen war man auf ein Restaurant in der Nähe angewiesen, wo es für 1.10 Fr. Suppe, einen halben Schoppen Wein und z. B. Rindfleisch und gebratene Kartoffeln gab, dazu Brot nach Belieben. Hören wir, was hierüber am 9. Dezember 1871 nach Chur geschrieben wurde:

„Ihr könnt Euch nun einbilden, was da geliefert wird. Ich meinerseits esse jedesmal mindestens 1 Pfund, manchmal gewiß 1½ Pfund Brot, und um das zu können, braucht's eben wieder eine eigene Spekulation. Es wird da nicht zu einer bestimmten Zeit Table d'hôte gehalten, sondern es kommt einer nach dem andern und verlangt die Karte, auf welcher bis 30 Gerichte stehen, und kaum bestellt, ist's schon da. Dies ist nur in Restaurants möglich, wo, wie in diesem, Tag für Tag mindestens 800 bis 1000 Personen zum Essen kommen. Und dann ist alles fein zubereitet. Ich weiß nun, welche Gerichte doch allemal noch zirka fünf Minuten brauchen, wie z. B. Maccaroni au gratin, und da bestelle ich solche, um zwischenhinein mit einer Bravour Brot zu essen, die ihresgleichen sucht. Wenn man schnell serviert wird, kann man eben nachher nicht noch dasitzen und Brot essen. Dies kostet frs. 1.25; rechnet man aus, wieviel so ein Wirt profitieren würde, wenn alle äßen wie ich und wir Schweizer überhaupt und wenn nicht solch eine Masse Leute kämen."

So fanden die jungen Schweizer bald heraus, wo sie am besten wegkamen. Eines Tages stand auf einer Speisekarte zu ihrem Ergötzen: Le Kerli de Bâle. Einen solchen Nachtisch wünschten sie sich natürlich weder gebraten, noch gesotten. Beobachtungen zu melden gab es eine Menge. Besonderen Eindruck machte das betonte Trinkgeldwesen, das die Lebenshaltung verteuerte, die Leichtigkeit, mit der man sein Zimmer wechselte, das ewige Licht in den Zigarrenläden, wo man, ohne etwas zu kaufen, sich seine Zigarre anzünden konnte und nicht einmal ein Dankeswörtlein schuldig blieb.

Seinen ersten Weihnachtstag in der weiten Fremde draußen konnte Hermann bei seinen Brüdern Otto und Robert Herold in London verbringen, die sich dort der Gunst ihres On-

kels Franz Herold, des Bruders vom Vater, erfreuten. Die Reise dorthin, zu zwei Dritteln von den Brüdern berappt, brachte dem Sohn der Berge die Tücken des Meeres deutlich zum Bewußtsein, und im Büro von Onkel Franz war das Dringendste ein Sturm auf die Schnapsflasche.

Die Beziehungen zur Heimat und zur Familie blieben immer sehr rege. Etwa alle zwei Wochen traf ein langer, inhaltsreicher Brief in der Linde zu Chur ein, der im Familienkreise herumgeboten, eingehend beantwortet und dann vom Herrn Dekan angeschrieben und aufbewahrt wurde. Als Beilagen enthielten die Briefe Marken für die jüngern Brüder Theodor und Walter, bald auch Banknoten, womit der Sohn Hermann dem Vater schon früh seine Ausbildungskosten aus der Lehrzeit in Winterthur abzahlte. Für Schwester Ursuline stand in manchem Brief ein „Grad uf", ganz gleich wie es 50 Jahre später auf den für die Enkel bestimmten Tellern heißen sollte. Von zu Hause ließ sich Hermann Hemden kommen, daheim sich Strümpfe stricken, wobei er nie ermangelte, auch den Macherlohn zu überweisen. Lange hielten die guten Handarbeiten, schrieb er doch 1876 bezüglich Pantoffeln: „Die Idee von Maria (der Zwillingsschwester), mir ein Paar Pantoffeln zu machen, kam ihr jedenfalls vom Himmel. Ich habe noch immer diejenigen, welche Ihr mir gabt, als ich 1867 mein Ränzel schnürte; wie sie nun aussehen, könnt Ihr Euch denken. Ich habe auch schon meinen Logisgenossen erklärt gehabt, ich werde nächsten Sommer fragliche Pantoffeln mit in die Schweiz nehmen, um sie vor Euch spazieren zu führen, in der Hoffnung, daß irgendeine mitleidige Seele auf deren Zustand aufmerksam werde und mir neue mache. Seid so gut und behaltet sie, werde sie dann im Sommer mitnehmen." Als es galt, für die Hochzeit von Bruder Robert (nur von ihm und seiner Braut, wie Hermann damals noch glaubte) Kleider anzuschaffen, sandte er den Brüdern tollste Ausschnitte aus Pariser Zeitungen und der Schwester abschreckende Modelle mit der Bemerkung, so schwarz dürfe sie nicht auf den Augenbrauen auftragen.

Als Bruder Otto 1872 nach Schwanden gewählt worden war und ihm dort Schwester Marie den Haushalt führte, erkundigte sich der Bruder in Paris über das Geschirr und ließ seine Mutter wissen: „Daß Otto noch nicht genug Gläser hat, ist unverantwortlich; denn ein Pfarrhaus ohne Gläser ist wie eine Suppe ohne Salz.

Er ist dadurch schon um einen Genuß gekommen, indem ich ihm mit einer Kohorte hiesiger Kameraden im Sommer auf die Bude gestiegen wäre; weil nun aber der Keller mit Zubehör scheint's noch nicht in Ordnung ist, so hat der weise Rat diesen Feldzug auf das nächste Jahr verschoben."

Solche Feldzüge oder wenigstens Patrouillengänge nach der Schweiz fanden fast jeden Sommer statt, indem die Ferien regelmäßig in Bünden verbracht wurden. Neben den Besuchen gab es Familienwanderungen und vor allem eine gehörige Auffütterung. Junge Freunde aus Paris wurden an die Eltern empfohlen, und seinen Brüdern legte Hermann nahe, den von ihm empfohlenen Freund in die Berge hinauf zu führen. Franzosen, die Deutsch lernen wollten, wußte Vater Herold gute Kostorte zu verschaffen. Junge Churer, die nach Paris wollten, konnte sein Sohn empfehlen, als er noch nicht 24 Jahre alt war. Der Patron, Herr Harjes, wandte sich an ihn, wenn er junge Kommis brauchte.

Auf die Reise hatte Hermann von einer Tante Schillers Gedichte mitbekommen, die er in Paris mit Eifer las. Daß er die Ausdrücke der Mythologie nicht verstehe, teilte er dem Vater mit und bat ihn um Aufschluß. Postwendend kam Antwort, was unter Lethe oder den Eumeniden zu verstehen sei.

Die bescheidenen Kapitalanlagen wurden mit dem Vater besprochen oder, besser gesagt, ihm freudig mitgeteilt. Einleuchtend waren namentlich die 4% Renten Stadt Paris mit Gewinnen von 10 000, 50 000 und mehr Franken, die von Zeit zu Zeit ausgelost wurden. Darin wurden die ersten Ersparnisse angelegt, denen viele weitere folgten.

Die Politik der Heimat wurde eifrig verfolgt, auf Grund des „Bündner Tagblattes" und des „Rätiers", die manchmal Meldungen brachten, die mächtigen Zorn über schweizerische Verhältnisse erregten, so am 2. April 1876: „Rein lächerlich ist, wie der Kanton Graubünden mehr als 10 000 Stimmen gegen das Banknotengesetz aufbrachte. Ich bin fest überzeugt, daß davon neun Zehntel kein Jota von der Sache verstehen. Gescheiter wäre es, sie würden gegen das Militärsteuergesetz stimmen, aber in der Schweiz geht zurzeit jedes Gesetz durch, welches irgendwie den Reichen oder der Kirche schaden soll. Im Eisenbahnschwindel hat die Schweiz nun ihre Ohrfeige bekommen. Im politischen Schwindel wird sie auch nicht ausbleiben. Man kann sagen, was

man will, aber das allgemeine Stimmrecht hat doch kolossale Nachteile; ich meinerseits würde vom Stimmenden immer einen gewissen Grad von Bildung verlangen."

Und wie wetterte der Pfarrerssohn über die Zivilehe, die damals in der Schweiz eben durch das Bundesgesetz über die Beurkundung des Zivilstandes und der Ehe von 1874 als genügend erklärt worden war: „In bezug auf die berühmte Zivilehe sollte man die ‚aufgeklärten Schweizer' auf die erzkatholischen Franzosen aufmerksam machen, welche dieses Institut schon seit achtzig Jahren haben. Hier ist es jedem Geistlichen streng untersagt, eine Ehe zu segnen, wenn nicht der Trauungsakt des Bürgermeisters vorgewiesen werden kann. Diese Trauung vor dem Maire wird als eine rechtliche Form betrachtet. Es kommen außer den Brautleuten nur die Eltern dazu und die Zeugen, welche unterschreiben müssen. Gewöhnlich zwei Tage nachher wird dann die kirchliche Trauung gefeiert, und da werden erst die Gäste eingeladen und wird, was man bei uns heißt, Hochzeit gemacht. Ob ich nun, um mich der neuen Schweizer Ordnung zu fügen, zwei Tage vor meiner Hochzeit noch zum Herrn Pedolin muß, um dort zu unterschreiben, das ist mir völlig egal; ich werde mich aber nicht als verheiratet betrachten, bevor ich nicht nach altem Brauch und Recht in der Kirche getraut sein werde. Und wenn das nicht der Brauch in der Schweiz sein sollte, wenn ich einmal an die Reihe kommen werde, so werde ich's allen Sesseljägern und Brülldemokraten zum Trotz tun und zum Zivilstandsbeamten zu Fuß, mit dem Weichhut auf dem Kopf und dem Regenschirm unterm Arm, in die Kirche aber in Frack und Zylinder und per Kutsche fahren."

Auch mit den Winterthurer Freunden hielt Hermann Herold seine guten Beziehungen aufrecht. Welch große Freude war es für ihn, wenn er aus dem Steinhaus einen Brief von Frau Forrer oder von Frau Wolff aus Turbental erhielt. Durch seinen besten Freund Erhard Wolff erfuhr er stets das Neueste aus Winterthur. Dieser war in jenen Jahren auch in Paris in Stellung, eine Zeitlang ebenfalls bei Drexel, Harjes & Co. Nach dem frühen Tode seines Vaters mußte er die Gutswirtschaft übernehmen und unterhielt namentlich einen großen Schafhandel, der darin bestand, daß den Sommer über Schafe im Tößtal aufgefüttert und auf den Winter hin herdenweise nach Paris zum Schlachten gebracht wur-

den. Die Schäfer dienten als Paketträger von und nach der Weltstadt. Wenn sie wieder einmal einen Salami oder einige Beinwürste brachten, gab es ein großes Fest bei den jungen Schweizern in Paris.

Zum frühern Prinzipal, Herrn Geilinger, wurden die Beziehungen immer weiter gepflegt, und Hermann hoffte jahrelang, in jenem Geschäft eine Rolle spielen zu können. Immer wieder wurde miteinander über die Anstellungsbedingungen verhandelt sowie über eine gewisse Gewinnbeteiligung. Schließlich war aber die Stellung in Paris so gefestigt, daß Herr Geilinger nichts Besseres hätte bieten können. Wenn Ratschläge nötig waren, stand auch Bankdirektor Keller seinem ehemaligen Schützling immer wieder zur Seite.

Wenn ihn auch manchmal das Heimweh plagte und er traurig nach den Ferien in der Schweiz schrieb: „sic transit gloria mundi", so boten sich doch die Schweizer in Paris gegenseitig sehr viel. Abgesehen von Erhard Wolff und dem Bruder Robert, der nach Paris zog, nachdem er beim Onkel Franz in London zu wenig Entwicklungsmöglichkeiten sah, verbrachte Hermann viele schöne Stunden mit seinen Freunden Schneller aus Felsberg (später Gymnasiallehrer in Frauenfeld), Lehmann aus Winterthur und Bäschlin aus Schaffhausen (später beide in Paris). Zusammen wohnten sie zeitweise, suchten sich zum Essen zu treffen, machten Sonntags Ausflüge aufs Land hinaus, Ruderwettfahrten auf der Seine, den Kaffeejaß am Sonntagmittag und unternahmen zusammen Theaterbesuche. Schwimmen mochten andere gelernt haben; was Hermann anbelangt, so blieb es bei guten Vorsätzen.

Drei Abende in der Woche hatte Hermann Sprachstunden in Französisch, Englisch und Italienisch; die andern, sowie Morgenstunden, waren mit den Aufgaben hiefür ausgefüllt. Dafür war er aber in kurzer Zeit für alle Korrespondenz der Bank brauchbar. Jedes Jahresende stieg sein Salär um 50 Franken im Monat, und seine Gratifikation war besonders hoch. Er erfreute sich des vollen Vertrauens seiner Prinzipale.

Und doch dachte er immer wieder daran, Paris zu verlassen, um sich auch in andern Ländern weiterzubilden. Er teilte dies dann Herrn Harjes mit, der ihm den Weggang auszureden suchte. In England zeigte sich damals trotz einigem Suchen nichts Passendes; jedoch ließ Freund Pfau aus Winterthur Hermann wissen,

daß er seine Stelle beim Cotonificio Cantoni in Mailand aufgebe und sie ihm offenstehe. Hermann griff sogleich zu, ging in bestem Einvernehmen vom Pariser Bankhaus weg, um am 1. Dezember 1873 in Mailand einzutreten. Er hatte die Bankgeschäfte dieses Hauses zu verwalten, die der umfangreiche Warenverkehr mit sich brachte.

Herrn Harjes teilte er seinen Entschluß erst mit, als er schon zugesagt hatte, da, wie er schrieb, er sonst nicht hätte widerstehen können und eine Maschine geworden wäre wie jeder Bankemployé.

Der Cotonificio Cantoni war schon damals eines der bedeutendsten Unternehmen der Baumwollbranche, mit Spinnereien, Zwirnereien, Webereien, Ausrüstanstalten. Es wurde durch den Vater des damaligen Direktors, Costanzo Cantoni, gegründet, der bescheidensten Verhältnissen entstammte. Es hieß von ihm, er habe die Ware noch auf der Krätze auf dem Rücken herumgetragen. Der Sohn, Barone Eugenio Cantoni, verkaufte das Unternehmen 1871 an eine Aktiengesellschaft, deren Direktor er blieb. Hermanns Aufgabe war, den Zahlungsverkehr zu überwachen, über die Kredite zu verfügen, laufende Tratten zu decken, daneben auch etwas Korrespondenz zu führen, eine sehr interessante, abwechslungsreiche Arbeit. In diesem Zentralbüro des Unternehmens waren damals 20 Angestellte beschäftigt, außer dem Kassier, der auch ein Schweizer war, alles Italiener. Das Büro befand sich hinter dem Castello, 9 Via al Mercato; sein Zimmer hatte Hermann 48, Via Alessandro Manzoni.

Freund Pfau hatte ihm nicht nur die Stelle verschafft, sondern ihn auch an die Familien Schlegel und Rietmann empfohlen, die ihn mit herzlicher Gastfreundschaft aufnahmen. Unter Frau Schlegels Führung wurde Theater gespielt; bei Herrn Rietmann gab es einen großen Kostümball. Wenn Verwandte oder Freunde durchreisten, gab es Gelegenheit, mit ihnen Ausflüge zu machen oder wenigstens in Mailand außerordentlich zu tafeln. Durch den spätern Bundeskanzler Schatzmann wurde Hermann an einen französischen Professor empfohlen, der im Auftrage seiner Regierung an einen Käsekongreß kam. Er wünschte, an den Comersee begleitet zu werden, und Hermann konnte stolz nach Hause berichten, er habe den Comersee auf Kosten der französischen Regierung besuchen können wie weiland sein Vater auf Kosten der

russischen, als er mit dem Hofastronomen von Struve die gleiche Reise machte.

Die interessante Arbeit und der nette Verkehr in Mailand sollten jedoch nur eine Episode bleiben. Im Mai schrieb Herr Harjes seinem entschlüpften Buchhalter, der erste Angestellte sei gestorben, und er suche Ersatz für ihn. Nach Rückfrage bei Bankdirektor Keller und beim Vater in Chur nahm Hermann an und wurde nun zu einem Monatssalär von 500 Franken die Stütze der Firma. Nach einer Schweizer Reise fand man ihn Ende Juli 1874 wieder an seinem alten, jedoch gehobenen Platz. Nun setzte ein rascher Aufstieg im Geschäft ein; 1878 kurz vor der Verheiratung war er bereits Prokurist mit Gewinnbeteiligung.

Gerne fand er wieder den alten Freundeskreis, worin er mehr und mehr in den Mittelpunkt rückte, schon wegen seiner beruflichen Stellung, dann aber auch durch seine Gabe, Geselligkeit zu pflegen. „Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste" war ganz nach seinem Sinn. Reiste ein junger Mann aus Chur oder Winterthur durch Paris, ging er den Herold aufsuchen, der schon bald größere Gastfreundschaft entfaltete. Hören wir, was er über einen seiner Freunde schrieb: „Seid meinem letzten Briefe hat mich auch Freund A. besucht, nachdem wir einander seit sieben Jahren nicht mehr gesehen. Dennoch habe ich ihn sofort erkannt, obschon er sich auch einen Bart wachsen ließ, aber was für einen Bart!? Es ist, wie wenn es eine Naturgabe der Schweizer wäre, möglichst knotenhafte und häßliche Bärte zu züchten. Wenn Du hier einen Menschen mit einem 20 Haare zählenden Barte siehst, die dann noch auf offener Straße gestreichelt werden, Du kannst Dich kaum trügen, es ist ein Schweizer. Oder hat ihm der Herrgott einen starken Bartwuchs beschert, so wird derselbe auf die möglichst häßliche, geißbockartige Weise zugeschnitten und rasiert."

Zum Freundeskreis stieß bald Bruder Robert Herold, der, nachdem er sich zuerst einige Jahre als kaufmännischer Angestellter in Paris betätigt hatte, eine Firma gründete, die sich mit dem Handel von Elfenbein befaßte. Die beiden Brüder mieteten sich in Asnières an der Seine für den Sommer 1876 ein und nachher noch weiter auf dem Lande draußen in Montretout-St. Cloud. Dorthin wurden einige Möbel angeschafft, ja sogar eine Schneiderin zum Nähen der Vorhänge für zwei Franken Taglohn kommen gelassen.

Die Wartung besorgte auf Wunsch die Frau vom untern Stock. Die Herren konnten sich im Fleischverschneiden üben und feststellen, daß dies verhältnismäßig leicht erlernbar war im Vergleich zum Zerlegen eines Huhnes. In Montretout war Sonntags regelmäßig Besuch bei Herolds. Bisweilen leistete man sich einen Extraspaß, wie damals, als die Freunde eine Droschke mieteten, Lehmann zum Kutscher auf den Bock setzten und, als die Fahrt ihrem Ende entgegenging, einer nach dem andern ausstiegen, um den verlassenen und verdutzten Lehmann die Zeche zahlen zu lassen.

Als erster der Freunde trat Bäschlin in den Ehestand. Zur Hochzeit waren auch Hermann und sein Freund Wolff geladen, der diesmal ohne Schafe und Kälber nach Paris kam. Das Fest fand in Le Cateau in der Nähe von St. Quentin statt. Es begann Sonntags mit opulenten Mählern zur Einführung in die Hochzeitsgesellschaft. Montags mußten die ersten schon um 6 Uhr zum einzigen Haarschneider des Ortes, der an jenem Tage Schichtenbetrieb hatte. Um 10 Uhr wurde man von den Garçons d'honneur zur Trauung abgeholt. Der katholische Geistliche traute nur die Braut, worauf im Temple protestant das Paar getraut wurde. Von 1 bis 2 Uhr gab es eine Pause zum Wechseln der Kleider, indem die Damen sich für das weltliche Fest alle weiß anzogen. „Um 1/23 Uhr ging das Essen an und dauerte bis 8 Uhr. Es war ausgezeichnet, und wenn ich heute die zwölf Platten außer einer Masse Dessert zähle und denke, daß Wolff und ich keine einzige ausließen, und dabei im Geiste meines Angesichts die verschiedenen Bordeaux- und Champagnerflaschen erblicke, so wird's mir ganz eigentümlich zumute. Reden wurden keine gehalten; dagegen ist es hier Mode, daß zuerst Bräutigam und Braut und nach ihnen der Reihe nach alle Gäste eine Romanze oder sonst etwas der Gelegenheit Angepaßtes singen. Wolff und ich schwiegen natürlich mäuschenstill. Ein Herr sang ein Lied zu Ehren der Schweiz (von der Interniertenzeit her), außerdem wurde verschiedene Male auf ihr Wohl und die Union des deux Républiques getrunken. Diese Höflichkeit à part kann ich nur mit größtem Lob erwähnen. Überhaupt habe ich noch nie zwei Tage so ungetrübter Fröhlichkeit erlebt; es war, wie wenn wir in einer andern Welt wären. Dazu trug die gute Auswahl unserer Damen bei, welche mir meine unvorteilhafte Meinung über die Französinnen gänzlich änderten. Bei

allem Anstand und im Verein mit der angeborenen Eleganz waren sie doch so toll herzlich nach den ersten paar Stunden, als ob wir einander schon längst kannten. Unter diesen Umständen und unterstützt vom Champagner, welcher noch während dem Tanze unaufhörlich floß, waren wir auch en train und amüsierten uns köstlich. Von 1/29 Uhr weg bis morgens 1/23 Uhr ließen wir keinen Tanz aus, und natürlich je später, desto wilder ging's zu. Ich muß da ebenfalls rühmend erwähnen, daß alle Mädels sehr gut tanzten, was sonst in Frankreich nicht immer der Fall ist, abgesehen von der Quadrille, welche die Franzosen schon von Geburt auf können." Am folgenden Tag wurde die Fabrik von Bäschlins Prinzipalen, den Herren Seydoux, Sieber & Co., besichtigt. Beides waren ehemalige Schweizer und damals die größten Wollindustriellen Frankreichs. Am Nachmittag nahm das Fest seinen Fortgang: „Um 1/23 Uhr setzte man sich wieder zum Essen und blieb bis 9 Uhr sitzen, wir natürlich mit neuer Bravour alles zusammenhauend, was in den Weg kam. Dann sollte das Tanzen angehen, wir drei Schweizer aber zugleich verreisen. Da wir aber die eifrigsten Tänzer waren und man ohne uns baldigst hätte aufstecken müssen, so gab's ein Bitten und Beten, wir sollen doch erst morgens mit dem Expreß reisen. Gute Seelen, wie wir sind, haben wir nachgegeben, und da ging der Rummel los bis 3 Uhr, wenn möglich noch wilder als den vorigen Tag. Dann rührender Abschied (à la française) von allen Leuten, besonders von den Mädels, und herzliches au revoir, welches wohl nie zustande kommen wird.

Und nun der zweite Akt: Heimreise und Katzenjammer. Als wir in unser Schlafgemach kamen, war's 1/24 Uhr. Wir begingen die Dummheit, uns für die Stunde, welche uns noch blieb, schlafen zu legen, freilich indem wir den Hausknecht bei allen Eiden beschworen, uns um 1/25 zu wecken. Er behauptete, er hätte es getan; aber für uns blieb Faktum, daß wir erst 5 Uhr von neuem Poltern erwachten, und 5.22 ging der Zug ab. Wir jedoch rasch entschlossen zum Bett hinaus, Hosen und Rock an und ungewaschen und ungekämmt und im Nachthemd wie verrückt der Station zu, welche 25 Minuten vom Ort weg in der Höhe liegt. Dabei ging ein scheußlicher Wind, der uns am Atmen hinderte. Alles half nichts, fünf Minuten von der Station weg sahen wir den Zug abfahren. Ich hätte mir die Hare ausreißen können; denn

anstatt um 9 Uhr morgens wäre ich erst um 3 Uhr in Paris gewesen, und hätte gern 20 Franken einem Kutscher gegeben, welcher uns an die folgende Station Busigny geführt hätte, wo die Expreßzüge halten. Doch wo die Not am größten etc.: auf unser verzweifeltes Lamentieren hin erklärte uns der Stationsbeamte, in fünf Minuten komme ein Warenzug und er wolle sehen, daß derselbe uns bis Busigny mitnnehme. Kolumbus war das „Land! Land!" nicht willkommener als uns diese Botschaft. Mittels einiger Franken war das Ding geordnet, und so fuhren wir drei Hochzeitsjäger von hinnen. Ihr werdet mir gestehen, daß dies nicht recht paßte, und Ihr hättet sehen sollen, wie wir in dem Packwagen saßen: nicht gewaschen noch gekämmt, im Nachthemd, abgehundet von zweinächtlichem Tanzen und Katzenjammer von zweitägigem Schwelgen. Um 11 Uhr war ich auf dem Büro; aber Herr Harjes scheint meinen Zustand rasch erkannt zu haben und sagte, was nicht pressant sei, solle ich nur auf morgen lassen. Was das für ein Arbeiten war und mit welcher Sehnsucht ich den Abend wünschte, könnt Ihr Euch vorstellen. Um 8 Uhr ging ich halbtot ins Bett und schlief bis morgens 8 Uhr.

Da wir gerade an den Festen sind, soll noch von einem andern berichtet werden, das sich bei reichen Leuten in den Champs Élisées abspielte und wohin ein polnischer Graf, den sie vom Mittagstisch her kannten, die beiden Brüder Herold einführte: Wie mögen sie in Chur Nu Nu gesagt haben, als folgende Schilderung eintraf: „Es war ein prächtiges Fest und elegant im höchsten Grade. Es waren 100–150 Personen anwesend, und natürlich alle en grande toilette, die Herren im Frack, weißer Krawatte und Klapphut, die Damen mit allem aufwendbaren Schmuck. Es war u. a. eine ältere Dame, die für mindestens eine Million Diamanten an Hals und Kopf hatte. Um 1/2 11 Uhr ging's an, um 1/2 4 Uhr war das Souper und um 7 Uhr kam man nach Hause. Ich kann nicht unterlassen, zu bemerken, daß Robert und Freund Kempter mit Erfolg einer ältern Witwe den Hof machten. Dieselbe soll nämlich das schönste Landgut in Enghien haben. Dann erzählte sie, nächstens komme ihre nièce aus der Pension zurück, und um dieselbe introduire dans le monde, werde sie verschiedene Feste geben. Es war lustig zu sehen, wie die beiden um sie herumschwänzelten. Sie (natürlich eine Madame de) hat ihnen dann ihre Adresse gegeben und sie eingeladen, an ihre réceptions zu kommen, welche

alle Dienstage stattfinden. Übermorgen wollen sie nun ihr Glück versuchen. Falls es was Rechtes ist, werde ich mich dann gelegentlich auch dort einführen lassen. Vorläufig lasse ich andere die Kastanien versuchen. (Dabei blieb es auch.) Ich hätte hier noch etwas über die grausig ausgeschnittenen Röcke der Damen zu sagen; aber ich könnte pariserisch werden und verspare es auf mündlich.

Ihr macht Euch keinen Begriff, wie in der haute société française gespielt wird. Öffentlich sind diese Geldspiele in Frankreich streng verboten, aber en famille geht's zu, daß es ein Graus ist. An jenem Abend wurde in zwei Sälen getanzt, und nebenan war ein Spielzimmer. Dort ging's besonders gegen Morgen sehr lebhaft zu, und wenn Ihr gesehen hättet, wie die Fünf- und Zwanzigfränkler herumgeflogen sind, ich glaube besonders die Frau Mama hätte Mordio geschrien, und, détail à remarquer: besonders die alten, dicken Frauen waren am zähesten, und ich sah solche, welche, so oft ich hinüberging, nicht vom Platze waren und ihre Augen nicht von der Roulette entfernten; natürlich blechen mußten die hinten stehenden Söhne.

Impression générale: Alle diese glänzenden Festlichkeiten üben auf mich nicht den geringsten Reiz aus. Und wenn ich hingehen muß, denke ich jedesmal: Wenn du nur schon wieder ins Bett könntest. Ein stilles friedliches Heim ist uns zehnmal lieber oder dann eine Lustbarkeit, die ich mir selbst mit meinen Freunden arrangiere. Aber einmal mitmachen muß man doch alles; denn der Herrgott hat die Welt und Menschen geschaffen, damit man sie kennenlerne und genieße."

Die im letzten Abschnitt umschriebene Haltung hat Hermann Herold sein Leben lang eingenommen. Man konnte ihn oft gesellig finden, immer jedoch nur mit Freunden oder im Familienkreise. Mit französischen Familien hatte er noch als Junggeselle etwelche Beziehungen; später jedoch pflegte er solchen Verkehr kaum mehr, sein Freundeskreis bestand nur aus Schweizern und bildete, zumal noch die protestantische Religion dazu kam, gleichsam eine Enklave. Noch etwas ist bemerkenswert. Alle Freunde waren solche, denen er etwas zu bieten hatte; keiner von ihnen war in einer günstigern materiellen Stellung, verschiedene hatten sogar schon Anlaß gehabt, sich um Hilfe an ihn zu wenden, die ihnen großzügig gewährt wurde. Hermann Herold war derjenige, der das Programm machte, der Sonntags einlud, der seine

Freunde beizog, um mit ihnen die Kirchgemeinde zu stützen. Bei ihm kegelte man später und spielte Billard, bei ihm fand man den großen Weinkeller, worin auch Veltliner und Churer nicht fehlten, die regelmäßig aus der Heimat bezogen wurden.

Für seine Einstellung zu Festen ein kleines Geschichtchen, allerdings aus späterer Zeit: Mit den Jahren kam der Smoking auf, und die Gattin fand, er müsse auch einen haben. Mit Widerwillen ließ er sich einen anfertigen. Am betreffenden Anlaß war unglücklicherweise gerade er der einzige, der im Smoking erschien. Seither zog er den „Narrenrock", wie er dieses Kleidungsstück zu benennen pflegte, nie mehr an.

Tanzvergnügen blieben ganz seltene Ereignisse. Er pflegte oft über Vorlieben seiner Kinder und Enkel hiefür zu höhnen, indem er bemerkte, in seiner Jugend habe man nur einen Tanz gekannt: „den Malixer Buchriber". Das stimmt nun offenbar nicht ganz mit den später offenbar vergessenen Erlebnissen an Freund Bäschlins Hochzeit überein, wo Hermann keinen Tanz ausließ und die Tänzerinnen eingehend beurteilte.

Bezeichnend für die ganz bestimmte Richtung Geselligkeit, die er pflegte, ist, daß er, obwohl er immer nach dem Mittag- und Abendessen eine Zigarre genoß, in seinem Haushalt nie Zigaretten hatte. Er war der festen Ansicht, entweder möge man eine Zigarre oder einen Stumpen rauchen oder dann solle man auf diesen Genuß überhaupt verzichten. Auf rauchende Damen war er zeitlebens schlecht zu sprechen. Allfällige Absichten durften in seiner Nähe nicht verwirklicht werden.

Kehren wir wieder ins Jahr 1877 zurück, so entdecken wir in Hermanns Briefen mehr und mehr Anklänge an Verlobungen oder wenigstens Kombinationen oder Hoffnungen für solche. Nachdem Herr Dekan Schmid aus Winterthur, ein alter Bekannter, mit seinem Töchterlein Gertrud durch Paris gereist war und die jungen Schweizer Freunde gut bewirtet und verschiedentlich gestärkt hatte, konnte Hermann am 24. März einen Brief beginnen: „Und der Herr sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, und gab ihm eine Gefährtin. Mose V, 7." Ganz begeistert war er ob der Verlobung seines Bruders mit Gertrud Schmid. Den nächsten Brief unterzeichnete er mit: Hermann Herold vom Hause Wolff, Herold & Co., Heirats- und Facilitätenbüro. Es folgten ereignisreiche Wochen mit vielen Besuchen in Montretout draußen und vielen Briefen, jedoch nicht nur nach Chur. Am 27. Juni 1877

schrieb Hermann abermals unter dem genannten Bibeltext nach Chur: „Erlaube mir, obiges Texteswort noch einmal, aber auch zum letzten Mal zu gebrauchen. Rüste den Zapfenzieher! Wieder hat einer Deiner Söhne den heroischen Entschluß gefaßt, dem ledigen Leben Adieu zu sagen, um sich eine Frau zu erküren. Und diesmal ist es wieder nicht Dein Erstgeborener, sondern der dritte; doch nun heraus mit der Sache:

Hermann Herold, Paris
Sophie Wolff, Turbental
Verlobte

soll es nächstens heißen. Und wenn Euch auch der Name meiner Auserwählten nicht sehr überrascht, so habt Ihr vielleicht nicht an eine so plötzliche Entschließung gedacht. Mögen nun vielleicht auch hier wieder Verwandte sagen, es hätte eine Churerin sein sollen, das wird Euch nicht hindern, meine Braut von ganzem Herzen willkommen zu heißen. Denn daß sie ein ganz scharmantes Mädchen ist, habt Ihr letzten Sommer gesehen, und wenn ich noch sage, daß sie ebenfalls ein Liebling und sogar ein Zögling von Frau Forrer ist, so werdet Ihr sie doppelt hoch achten. Einen Brief von Fräulein Wolff habe ich freilich noch nicht, aber Frau Wolff schreibt mir, sie habe ihr Jawort gegeben und freue sich herzlich, in unsere Familie aufgenommen zu werden.“ Es war also alles vorbereitet, damit im Sommer 1877 eine herrliche, wenn auch kurze Schweizer Reise der beiden Brautpaare stattfinden konnte. Die Erlebnisse jener Tage klingen noch in manchen Briefen nach. So schrieb Hermann dem Vater: „Von den entdeckten Tugenden schreibst Du nichts, und wir nehmen an, daß Du dieses Kapitel gar nicht habest anfangen wollen, aus Furcht, nicht mehr mit Aufzählen fertig zu werden.“ Überglücklich und voll Zuversicht klingen folgende Zeilen:

„Letzte Woche erhielt ich auch einen äußerst lieben Brief von Tante Forrer. Es gibt wenig Leute, auf die ich mit solcher Hochachtung schaue wie auf Frau Forrer, und ich rechne es mir zur großen Ehre an, sie nun Tante nennen zu dürfen. Wie manchmal habe ich mir in Paris eine Frau Forrer gewünscht, aber leider keine gefunden! Hättest Du vor zehn Jahren, als Du mich Ende Oktober schnell in Winterthur besuchtest und mich am Tücherzusammenlegen fandst, gedacht, ich würde anno 1877 als Neffe ins Steinhaus einziehen? Ich hätte mir ein solches Glück am aller-

wenigsten geahnt, kamen mir doch das Steinhaus und das Schloß Turbental stets als die oberste Stufe des Glücks vor. Ein gutes Stück weit wären wir nun. Jetzt heißt es aber zu beweisen suchen, daß man der erlangten Ehre auch würdig sei, und da müssen wir halt mit Vertrauen weiterkutschieren."

Am Jahresschluß pflegt man seine Bücher abzuschließen und den Saldo zu ziehen. Dieser Zeitpunkt geht aber auch am inwendigen Menschen nicht spurlos vorüber; er ist eine Marschpause auf dem Lebensweg, wo man einen Blick rückwärts und einen vorwärts wirft, die Landkarte zur Hand nimmt, Atem schöpft und die und jene Betrachtung anstellt. Ist man weit weg von den Seinen und innerlich besonders bewegt, gehen die Betrachtungen tiefer. Was Hermann am 9. Dezember 1877 nach Hause schrieb, ist ein tief erlebter Vergleich voll Feinheit:

„Ich erinnere mich, als man Dir um 1865 herum Aktien zum Bau eines Kurhauses in Flims anbot, antwortetest Du mit sorgenvoller Miene: Ich habe kein Geld dazu, meine Aktien sind meine Buben! Es ist nun bekanntlich eine Bedingung zum Glücke eines Aktienbesitzers, daß er am Schlusse eines Geschäftsjahres nichts abschreiben muß, und die mehr oder minder surrige Miene am Nachtessen hängt davon ab, ob diese Zettelchen 2,5 oder mehr Prozente abgetragen haben. Was wirst nun Du für Betrachtungen an Deinem Geschäftsjahrsabschluß machen? Ich weiß nicht, ob Du noch an jenen Vergleich denkst; ich meinerseits dachte jedesmal an Vaters Aktien, wenn wieder einer von uns eine Rang- oder Salärerhöhung zu feiern hatte. Nun sind zu Deinen Stammaktien noch Prioritätsaktien gekommen; läßt uns sehen, wie die sich machen."

4. Aus dem Leben eines erfolgreichen Auslandschweizers in Paris, 1878–1915

Wohl selten waren die Voraussetzungen dafür, daß jeder, der einen guten Schulsack hatte, es rasch und leicht zu Einkommen und Vermögen bringen konnte, so günstig wie im ausgehenden 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert. Der Ausbau der Verbindungen von Land zu Land, von Kontinent zu Kontinent, schuf Möglichkeiten des Güteraustausches und damit auch des Gewinnes, wie keine Zeit vorher sie kannte.

Kein Wunder, daß gerade damals so viele Schweizer und namentlich Bündner es im Auslande zu sehr großen Stellungen

brachten. Nicht jedem freilich war der Lebensweg gleich günstig, und auch die glücklichsten unter ihnen mußten Fleiß und Umsicht aufbringen. Der Erfolg fiel ihnen den Zeitumständen entsprechend vielleicht etwas schneller, aber auch nicht mühelos in den Schoß.

Hermann Herold stieg im Bankhaus Morgan, Harjes & Co. in Paris von Stufe zu Stufe. Jahrzehntelang war er ein Teilhaber und lange der Seniorchef der Firma, die sich, eng verbunden mit den amerikanischen und englischen Morganbanken, eines stets wachsenden Ansehens erfreute. Ihr großes Geschäft war die Placierung amerikanischer Titel in Europa und die Verwaltung des darin angelegten Vermögens der Kunden. Auch kamen immer viele Amerikaner bei ihr vorbei, wenn sie nach Europa reisten. Im Frühjahr gaben Amerikaner Unsummen Geld in Paris aus. Die einen kamen auf der Rückreise vom Süden dort vorbei, andere, um nach Deutschland und der Schweiz zu reisen. Wie es zuging, zeigen z. B. die Zeilen vom 21. April 1895:

„Am Dienstag war's gar arg; wir haben vier Kassiere, gaben ihnen noch zwei Helfer von der Buchhaltung, und doch war's immer voll an allen Schaltern. Wir fingen mit einer halben Million in der Kasse an, die Post brachte noch eine halbe Million, und trotzdem mußten wir zwischen 1 und 4 Uhr noch zweimal mit Wagen nach der Bank von Frankreich schicken, um jedesmal noch einige 100 000 Hilfstruppen zu holen. Ein Amerikaner holte sofort 120 000 Fr. in Banknoten, und als der Kassier ihn fragte, ob er nicht noch von der Million beziehen wolle, welche wir kürzlich für ihn bekommen haben, meinte er, zuerst wolle er die 120 000 verbrauchen. Folgenden Tags zog er schon eine Anweisung von 100 000 Fr. zugunsten eines Juweliers. Dieser Tage bezahlten wir einen andern Juwelierscheck für 67 000 Fr. und einen solchen von 85 000 Fr. an Worth, den berühmten Damenschneider, respektive dessen Firma, zur Regulierung einer halbjährlichen Schneidernote einer Amerikanerin; Mama zur Nachahmung empfohlen!"

Ein andermal ging folgende Betrachtung nach Chur:

„Um Dir einen Begriff zu geben, wie Mama und Deine Töchter bescheiden sind, will ich Dir sagen, was andere brauchen. Dieser Tage ließ ich für eine amerikanische Dame Noten von Schneiderinnen, Hutmacherinnen und Leibwäscheverkäuferinnen von zusammen 80 000 Fr. bezahlen, und eine Dame, welche feine Linge

verkauft, erzählte einem unserer Kassiere, sie habe für drei Damen (Amerikanerinnen), deren Namen ich nennen könnte, Aufträge für zusammen 180 000 Fr. Dies bringt Geld ins Land."

Im Frühjahr 1890 starb Junius Spencer Morgan, der Vater des berühmten John Pierpont Morgan, eines der größten Bankiers aller Zeiten und selbst ein hervorragender Finanzmann, in Monte Carlo. Seine Familie in New York beauftragte das Pariser Haus, einen vertrauenswürdigen Mann mit der Überführung der Leiche zu betrauen. Welch große Angelegenheit dies war, zeigen folgende Zeilen vom 14. April 1890 an den Vater nach Chur:

„Als ich anno 1870 in Winterthur, mitten in der Kriegszeit, las, Gambetta habe als Diktator der damaligen französischen Republik und als Leiter der Landesverteidigung mit dem Hause Morgan in London eine Anleihe von 250 Millionen abgeschlossen, dachte ich kaum, daß ich dereinst jenen Herrn Morgan als Leiche im Sarge in Empfang nehmen und seine Überführung leiten würde. Aber so ist's nun. Gestern abend bin ich von Havre zurückgekehrt, wo ich einige Erkundigungen einzuziehen hatte punkto Leichenkapelle, und morgen reise ich wieder dorthin, um am Mittwoch nachmittag die mit einem Extrazug von Monte Carlo ankommende Leiche in Empfang zu nehmen und für 8–10 Tage bis zur Einschiffung nach New York ins dortige Leichenhaus, d. h. eine kleine Kapelle auf dem Kirchhof, überzuführen.

Der Verstorbene ist nämlich der Vater unseres Herrn Morgan, des Hauptassocié von New York. Er brachte jeden Winter in Monte Carlo zu, wo er eine Villa hatte und wo er vor zehn Tagen von seiner mit zwei Vollblutpferden bespannten Viktoria stürzte und nach einigen Tagen deshalb starb. Sein Sohn war gerade auf dem Meere von New York her, um ihn zu besuchen, und fand ihn nur noch als Leiche. Er war ein famoser Mann, perfect gentleman, hatte 77 Jahre und hinterläßt ein Vermögen von zirka 150 Millionen Franken.

Du kannst Dir denken, daß ich mit geteilten Gefühlen die Mission übernehme: auf der einen Seite die Besorgnis, unserm allgewaltigen Chef in einer mir (gottlob) so fremden Sache vielleicht nicht den Mann stellen zu können, und auf der andern Seite die Befriedigung, damit betraut zu sein. Am Samstag 10 Uhr kam eine Depesche, worin Herr Morgan die Firma ersuchte, einen „kompetenten" Mann nach Havre zu schicken, um zu sehen, ob dort ein angemessenes Lokal existiere, wo Leichen für einige Zeit

aufbewahrt werden können und dürfen. – Mr. Herold will you go? Yes Sir, if you wish, but I am scarcely competent in those matters. Well, I feel satisfied that you will attend to it properly. – Dies war das Gespräch, dann machte ich im Galopp meine Vorbereitungen, 10.45 fuhr ich nach Raincy ab, 11,25 war ich zu Hause, trommelte die Köchin zu ihrem Gasherde, um schleunigst Stierenaugen zu machen, während Sophie meine Reisesachen zusammenpackte und die Kinder erstaunt fragten: Mais qu'est-ce qu'il y a Papa? 11.42 fuhr ich wieder von Raincy ab, und um 1 Uhr dampfte mein Expreßzug aus der Gare St-Lazare. Um 5 Uhr war ich in Havre und kutschierte bis 1/4 vor 8 von der Mairie zum Kirchhof, von dort wieder zur Mairie, zu verschiedenen englischen Pfarrern etc., wobei mir Freund Massini sehr behilflich war. Dann setzte ich ein 65 Worte langes Telegramm nach Monte-Carlo auf an Herrn Morgan, und damit war der erste Teil meiner Mission beendet. Und daß sie befriedigend ausgefallen, beweist ein Telegramm von heute mittag, welches den Mr. Herold zum Empfang der Leiche in Havre wünscht. Nun werde ich mich morgen um 1 Uhr wieder einschiffen und hoffe, Mittwoch um Mitternacht wieder zu Hause zu sein."

Wenn abends die letzte Unterschrift gegeben und die Kassaschränke geschlossen waren, bedeutete es ein immer wiederkehrendes Glück, nach le Raincy hinausfahren und die letzten Tagesstunden im Kreise der großen Familie verbringen zu können. Namentlich an Sommerabenden, die in Frankreich ja länger als in der Schweiz sind, blieb noch Zeit, mit den Kindern den Garten zu genießen, Spiele zu machen oder ihnen irgend etwas zu zeigen, was die Eltern in Chur durch Zeilen wie die folgenden erfahren: „Wir essen nun meist im Garten, und da wir vor 1/28 Uhr gewöhnlich nicht daran kommen, so wird's 1/29 Uhr, bis wir fertig sind, natürlich indem man an seinen Kirschen oder Erdbeeren herumzupft oder noch auf dem hölzernen Lehnstuhl den ‚Rätier' liest. Dann wollen die Kinder noch ein Spiel im Garten machen, le marchand ou le diable oder irgendein anderes Spiel, welches einen Wettlauf mit sich bringt; dann gehen die Leutchen ins Bett, und da wenigstens Monsieur Coco unbedingt sein Gebet mit Papa sagen muß, sonst wäre er nicht glücklich, so wird's gewöhnlich über 9 Uhr, bis wir frei sind. Dann spazieren wir gewöhnlich das Boulevard du Midi hinauf, über die Batterien und am Kirchlein vorbei zurück." Ein andermal, als eine liebe Nichte zu Besuch war, lau-

tete der Bericht: „Hat man dann noch pflichtgetreu den ‚Rätier' gelesen und das Abendgebet der Kinder angehört, oft auch noch die kleine Gesellschaft mit einem großen Schwamm bis zur Hüfte herunter gewaschen, so ist man höchstens fähig, einen Bummel zu machen und der Nichte Sternkunde beizubringen; ihr die Stelle zu zeigen, wo nächstens der Jupiter und die Venus aneinander vorbeischnurren werden. Wie sie einander salutieren werden, ob mit Kußhändchen, mit Kanonenkugeln oder Sternschnuppenregen, darüber bin ich noch nicht unterrichtet worden; aber Herr Struve (ein Verwandter, Astronom in Rußland) wird Euch auf telegraphische Anfrage wohl gern das Neueste mitteilen."

Besondere Ereignisse boten die Sonntagsausflüge in die nahen Wälder, die oft zusammen mit befreundeten Schweizerfamilien unternommen wurden, deren Häupter sich auch zum allwöchentlichen Jaß zusammenfanden. Wenn die Jaßkasse wieder genügend geäufnet war, um einen Ausflug zu berappen, durften nicht selten auch die Familien mit.

Im Zusammenhang mit den Annehmlichkeiten dürfen auch die Steuern erwähnt werden. Wie mutet es den Leser an, wenn er vernimmt, daß das gesamte Steuerbetreffnis der Familie Herold 1891 auf 250 Fr. gegenüber 200 Fr. im Vorjahr angestiegen war!

Außerhalb der Familie beschränkte sich der gesellige Verkehr sozusagen ausschließlich auf Schweizer Freunde; mit ihnen war er allerdings sehr rege. Mit Familien von Franzosen dagegen traten Herolds kaum in nähere persönliche Beziehungen; auch die vielen geschäftlichen verdichteten sich nicht zu solchen. Selbst von Familien, an die der junge Bündner empfohlen worden war und die sich seiner freundlich angenommen hatten, distanzierte er sich mit der Zeit, indem er in ihrer Lebensweise und ihren Auffassungen das Abstoßende nicht übersehen wollte. Wie eine Illustration zum französischen Volkslied „Ne pleure pas Jeannette, nous te marierons..." sehen folgende Zeilen aus: „Daß L. P. heiraten soll, ist eigentlich ein Skandal, unter uns gesagt. Seine Postur und sein Alter kennt Ihr. Mir scheint's, man hätte ihn besser für zwei Monate auf die Churer Alp zu Molken, Veltliner und gedörrtem Fleisch geschickt. Aber so sind nun einmal die Franzosen: Die Eltern verheiraten ihre Kinder, mögen sie wollen oder nicht, wenn's nur eine gute Partie ist. Sie fühlen sich, wenn einmal diese Versorgung stattgefunden hat, ihrer größten Pflicht enthoben: an den zwei ‚in Liebe Vereinigten' hernach, sich zu arrangieren. Daß

bei uns Heiraten zustandekommen können, ohne daß die Eltern die Hand dabei im Spiele haben, das können die Leute hier nicht begreifen."

Wenn einmal irgendeine repräsentative Einladung angenommen werden mußte, gab dies regelmäßig viel Aufregung und Kopfzerbrechen und war dem ruhigen Ablauf des häuslichen Lebens nicht eben förderlich.

Der Kreis, worin sich Hermann Herold am wohlsten fühlte, war die Großfamilie, wie sie sich durch die sechs in den Jahren 1879–1894 geborenen Kinder ergab, von denen die ältesten allerdings bereits zum Gymnasialstudium in der Schweiz waren, als die beiden jüngsten zur Welt kamen. Zur Familie hinzu gesellten sich seine Brüder; der ältere wohnte mit seiner Gattin ganz in der Nähe, von den jüngern arbeiteten zwei ebenfalls längere Zeit in Paris, wohl betreut von ihrem Bruder Hermann, in dessen gastlichem Haus sie fast jeden Sonntag verbringen durften und das auch den Freunden offenstand, die sie Lust hatten einzuführen. Hier wurden Geburtstage gefeiert: Bruder August durfte sich 1890 folgender Geschenke erfreuen: von Schwägerin Sophie ein Gugelhopf, von Bruder Hermann eine Orange, von Robert ein Notizbüchlein zu 5 Cts., von Werner ein Bleistift, von Viktor eine Feder, von Marguerite ein Schokolädli. Dies wurde getreulich nach Chur berichtet; sonst wüßten wir es heute nicht.

Mit der Gattin allein zusammen zu sein oder Reisen zu unternehmen, bot sich Zeit und Gelegenheit erst in den spätern Lebensjahren, dann aber recht häufig. Auf ihr lag die Last eines großen Haushaltes mit vielen Kindern und Gästen. Für alle mußte sie Zeit finden, und ihre Aufgaben waren recht zahlreich, indem der Gatte dann und wann mit allzu großer Güte einlud und gebieterisch improvisierte. Anderseits gab er sich voll Aufopferung auch mit den vielen Kleinigkeiten des Haushaltes ab, sobald er abends heimgekehrt war. Namentlich die vielen Fragen der Kinder wollten beantwortet sein. Als der zweitjüngste Sohn zur Welt kam, gab es diesbezüglich nach Chur folgendes zu berichten: „Ich hätte gerne Schwester Ursuline hier gehabt, um die schwierigen Fragen der Kinder zu beantworten. Viktor war erstaunt, daß Mama gestern abend nicht zum Essen kam, worauf ich ihm erklärte, sie bleibe im Bett, und dies noch einige Tage, weil le petit bonhomme gerne warm habe und sie ihn deshalb zu sich ins Bett nehmen müsse. Maiti war erstaunt, daß das Christkindlein das Brüderlein vor

Weihnachten gebracht habe, worauf ich ihr erklärte, wenn es erst dann gekommen wäre, hätte es selbst nichts geschenkt bekommen, und es habe doch auch etwas gewollt; der Mutz [Robert] schwieg und frug nichts, das ist mir lieber."

Während der 44 Pariser Jahre bot sich immerhin fast jeden Sommer einmal Gelegenheit zu einer Schweizerreise von gegen vier Wochen. Dabei wurden die Verwandten besucht und an einem schönen Orte Ferien gemacht. Oft verabredeten sich hiefür die Familien Herold-Wolff, Mettler-Wolff aus St. Gallen und Dr. Rippmann-Wolff aus Stein am Rhein. So hatten die ungefähr gleichaltrigen Kinder der drei Schwestern Gelegenheit, sich einmal im Jahr zu treffen. Mit dem Schwager Mettler und seinen Kindern zusammen wurden manche Bergtouren unternommen. Solche Ferienaufenthalte gab es einige Male in Sils im Engadin, wo die vereinigten Familien das alte Hotel „Edelweiß" fast ganz füllten, im alten „Seehof" in Arosa, von wo man die Jüngsten jeweilen auf dem Rücken nach Langwies hinuntertragen mußte, in Piora am Ritomsee, in Laax und Flims usw. Das Haus auf der Lenzerheide wurde erst 1910 gekauft, umgebaut und als Ferienstätte der Familie eingerichtet. Besondere Reisen gab es bei festlichen Gelegenheiten wie der goldenen Hochzeit der Eltern Dekan Leonhard Herold-Walther und Frau 1896, der Calvenfeier 1899, beim Tode des Vaters 1902 und den Hochzeiten der beiden ältesten Söhne Robert 1906 und Werner 1908. Bei diesen Sommeraufenthalten in der Schweiz wurde die ganze Familie bis zu den jeweiligen Jüngsten hinunter mitgenommen. Das Reisen war nicht immer einfach; aber Familie Herold wußte, wie man es machen mußte, damit keine anderen Leute ins Wagenabteil kamen. Eine richtige Placierung des Nachtgeschirrs der Kleinsten z. B. erwies sich als sehr zweckdienlich...

Neben der Bank, der großen Familie und den Verwandten in der Schweiz erfuhren unzählige wohltätige Werke ihre Förderung durch Hermann Herold. Es sei hier lediglich erinnert an die schweizerische und die bündnerische Gemeinnützige Gesellschaft, die den großen Wohltäter zum Ehrenmitglied ernannten, die protestantische Kirchgemeinde, das Waisenhaus und den Spital in le Raincy, die Société hélvétique de bienfaisance in Paris, die Churer Ferienkolonie, um nur diejenigen Organisationen zu nennen, die schon aus Paris immer wieder bedacht wurden. Nicht nur durch Gaben, sondern auch durch starkes persönliches Interesse

gemeinnützig zu sein, war Hermann Herold ein stetes Bedürfnis: Er wollte dem Dank Ausdruck geben für das reiche Berufs- und Familienleben, das ihm vergönnt war. (Fortsetzung folgt.)

Chronik für den Monat Februar

(Schluß)

11. In der Vereinigung ehemaliger Kantonsschüler hielt Rektor Dr. J. Michel einen Vortrag über „Die nationale Erziehung an der höhern Mittelschule".

12. In Zürich verschied im Alter von 77 Jahren Architekt Casper Beely-Hatz. Der Verstorbene war während vielen Jahren als Architekt auf dem Zürcher Baubüro der Schweizerischen Bundesbahnen tätig. In der Bündner Unterstützungsgesellschaft stand er jahrelang an der Spitze. Sein Rat galt viel unter seinen Landsleuten.

14. In der Freisinnigdemokratischen Partei Graubündens sprach in Chur Prof. Dr. R. Tönjachen, Präsident des Bündner Lehrervereins, über die Teuerungszulagen an die Volksschullehrer. Die Delegiertenversammlung stimmte dem Antrag des Zentralvorstandes auf Zustimmung zur Vorlage einstimmig zu.

16. Im hohen Alter von 96 Jahren starb in Chur Fräulein Anna Elisabeth von Moor, Enkelin des Bündner Historikers Theodor von Mohr und Tochter Conradin Moors, des Verfassers der „Geschichte von Currätien". Sie hat lange im Ausland gelebt und sich schriftstellerisch betätigt. Besonders bekannt ist ihre Erzählung „Aus bewegten Tagen". („Rätier" Nr. 43.)

17. In der Naturforschenden Gesellschaft sprach Regierungsrat Dr. Nadig über das Leben der Wespen.

19. Im Bündner Ingenieur- und Architektenverein sprach Dr. ing. Fluck, Oberingenieur der Rheinebenemelioration, über Bodenverbesserung in der Schweiz.

21. Die kantonale Abstimmung über die Besoldung der Bündner Volksschullehrer ergab 12 450 Ja gegen 7759 Nein.

22. An der Generalversammlung des Bündner Handels- und Industrievereins hielt der Vorsteher der eidg. Steuerverwaltung, Dr. Friedli, einen Vortrag über die Warenumsatzsteuer.

23. In der Historisch-antiquarischen Gesellschaft hielt Dr. W. Dolf von Zillis einen Vortrag über den „Einfluß der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen des 18. Jahrhunderts auf Literatur und Politik in Graubünden".

24. Anläßlich der Generalversammlung der Bündner Volkshochschule wurde der Vorstand in globo bestätigt und Prof. Dr. Florin zur konstituierenden Versammlung des neuen Verbandes schweizerischer Volkshochschulen abgeordnet.